

Weltwochenschau

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 37

PDF erstellt am: **16.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

gehebt / sonder auch lang darvor bey der Römer regierung in etwas achtung vnn ansähen gestanden ist / auch ein besonderlicher platz gewesen / darinn die Roemischen fürsten vnnd hauptknecht etwan gewonet / läger gehalten: vnn so sy über das gebirg auß vnd in Italliam gereiset / ir ruem vnd herberg alda gehebt / auch etwan an dem end ire Trophaea Sigzeichen od' Erentitel aufgericht habend." Dem andern ist Sitten die heilige türmereiche Stadt, durch die das Christentum einzog ins Land der Walliser; jenem ist es die Stadt der Reben, die Weinmetropole der klassischen Schweizer Weine, die Stadt der Weinstuben . . . buvettes . . .

Man sitzt an kleinen Tischchen zwischen getünchten oder gestrichelten Wänden, wird vom Wirte selber oder von seinen Angehörigen bedient und kann tun und lassen, was man will. Man kann trinken — und man tut es gerne und ausgiebig — und kann debattieren — und man tut es nicht minder eifrig — denn nicht das Verzehren, sondern das Verweilen wird als Zweck dieser Pinten empfunden. Das Wichtigste freilich ist der Wein, der hier mit Kennerniemene genossen, gerochen, gefühlt und geschmeckt wird, wie bei einer Weinprobe etwa, nur ausdauernder und nicht ohne fräftige Ausdrücke des Beifalls und Tadels. Man findet dies auch etwa anderswo, aber so wie hier ist es nicht, denn es fehlt die Sittener Atmosphäre, der durchdringende Weingeruch, das Zungenschnalzen, der Duft von einer Raclette oder einem Fondue, die Begleitmusik der Lieder, es fehlen die Walliser und Walliserinnen, die Menschen mit ihrem prächtigen Patois, ihren Mundarten aus den Tälern der Umgebung oder von den vielen, reizvollen Bergdörfern.

Kleiner ist die Zahl derer, die um die Schönheit dieser Landschaft wissen, die in überreicher Fülle Mutter Natur über dieses Fleckchen Walliser-Erde ausgebreitet hat.

Die Nachmittagsluft ist voll Weibrauch. Eine dunkle Stimme erhebt sich zum lateinischen Gesang. Aus allen Tiefen, aus allen Höhen, aus allen Bögen, Nischen und Säulengängen bricht das Echo zurück: Dominus vobiscum!

Wenn der Abendsschatten fällt, erhöht sich Tourbillon und Valeria ins Riesenhafte. Sitten liegt unter ihrem breiten Geviert, beherrscht, überwacht und unterwürfig . . .

Die Seele der Stadt ist ein Gemisch aus Mittelalter, Gottesfurcht und irdischer Fröhlichkeit. Jenseits und Diesseits verbinden sich hier zu seltsamer Eintracht. Gott wird gedient, aber seine Welt wird nicht verachtet. Das Land ringsum gärt und mouffiert im Wein. Ach, sie bechern gern: Bräut, Bauer, Bürger, Beamter. Aus ihren Gesichtern glüht seine Feurigkeit.

Die Rhone ist nahe und mit ihr die Welt. Seit Jahrtausenden ging hier die Weltstraße vorbei. In dem fruchtbaren Humus der Ufer ist das Gebein römischer Kohorten vermodert. Langobarden sind darüber hinweggezogen, Burgunder und Franken traktierten vorbei. Savoyer und Zähringer wie napoleonische Heerscharen stürzten sich auf den Reichtum, sengten und mordeten und plünderten vom Reichtum, der in und um Sitten blühte und heute noch blüht . . .

Alle hat Valeria, alle hat Tourbillon überdauert. Mit ihren Türmen, ihren Ruinen trugen sie in den Horizont. Ein Machtgedanke ist hier oben Stein geworden; weithin deutend, weithin sichtbar, — rhoneaufwärts — rhoneabwärts . . .

Weltwochenschau

Helvetia und die Auslandschweizer

Die Auslandschweizertagung in Bern brachte allerhand Reden und Bekenntnisse, erfreuliche und weniger erfreuliche. Wir sehen, daß es unsere Landsleute draußen schwerer haben als einige Jahrzehnte vor dem Krieg. Die Welt wird eng. Zu den „Autarkie“-Tendenzen kommt die Tendenz, Ausländer allenthalben abzustößeln. Nicht nur im dritten Reich, selbst in den alten Demokratien werden Einwanderung und Niederlassung schwerer gemacht. Einträgliche Posten versteht man mit „eigenen Leuten“. Wo früher ein gut geschulter Berner oder Zürcher willkommen war, hat man eigenen Nachwuchs zu placieren. Wir hatten einen „Schulungsvorprung“, der vor allem Technikern und Akademikern eine ähnliche Beliebtheit verschaffte, den gewisse Qualitätswaren genossen. Sozusagen „Qualitäts-Schulungsexport“. Und so wie man heute gute Uhren

oder Stickerien aus der Schweiz nicht mehr gebrauchen kann, weil man selbst gute oder schlechte Uhren macht und Stickerien dazu, braucht man aus ähnlichen Gründen keine Schweizer Ingenieure und Professoren mehr, von den andern Berufen ganz zu schweigen. Das „Problem der Rückwanderung“ oder des „Pläzespargens“ für Schweizer stand unausgesprochen im Zentrum des Interesses.

Daß man denen, die nicht heimkommen wollen oder müssen, von daheim aus mehr als früher, oft auch rechtlich, helfen müsse, ergab sich als Nebenforderung. Wie sollen die Leute ihr Schweizerzertum behalten, wenn sie beispielsweise von ihrer Heimat keine andere behördliche Beziehung erfahren als die des Militärsteuertzettels? Was wäre zu tun? Der Ertrag einer Bundesfeierammlung wird unsern Miteidgenossen draußen zukommen. Sehr schön . . . aber was wird daraus „gekauft“?

Als Redaktor Schürch vom „Bund“ ausführte, die Ausweisung der „Schwabemeitli“ und Schneider und Schuhmacher würde keinem einzigen rückwanderungsbedürftigen Techniker und Akademiker Platz machen, da dachten wohl die wenigsten Zuhörer, das Problem möchte auch anders anzufassen sein. Es hat leider auch eine soziale Rehrseite. Genau besehen müßte man nicht von den armen schlauen Dienstmädchen aus dem Schwarzwald reden, (die Mannheimerinnen sind noch schlauer), sondern von den stets willkommenen geldschweren ausländischen Herrschaften: der Import eines Geldsacks wird aus „realpolitischen“ Gründen dem Export von zehn armen Teufeln mit und ohne akademische Bildung vorgezogen. Und . . . gerne möchte man anders . . . aber man muß wünschen, nur reich geworden e Schweizer möchten heimkommen. So wie die gleichen Tags in Basel tagenden Bankiers wünschten, unser exportiertes Kapital möge lange leben bleiben und lange Zinsen heim schicken!

Solange wir dirigiert werden von den automatisch wirkenden Gesetzen des Kapitals (Bankier de la Roche hat „Kapital“ trefflich definiert!), statt daß wir in die Speichen dieses Automatismus einzugreifen verstehen, wird man wie bisher den Kolonien in der Fremde geistig und materiell „mehr oder weniger“ beistehen, sich über die Heimkehr eines reichen Bruders wie über die Niederlassung eines fremden Millionärs freuen, und Mißbehagen empfinden, wenn Verarmte heimkommen.

Belchite, Wusung und Nyon

Die Offensive der Katalanen hat zu einem Einbruch an der aragonischen Front geführt; nördlich von Saragossa sperrten die Angreifer bei Zuera das Gallegotal und unterbrachen die Verbindungen mit Huesca, südlich drangen sie bis nahe an die Straße Teruel-Saragossa und eroberten die schwer besetzten Stellungen von Belchite trotz heftigen Widerstandes und trotz Einsetzung deutscher Artillerie und ganzer Serien italienischer Flieger. Die 4000 Gefangenen, die Franco hier einbüßte, die übergelaufenen Kontingente, die vielleicht 1500 Toten allein in Belchite sind an Zahl gering, wenn man bedenkt, daß beim Fall von Santander 70.000 gefangene Republikaner in die Hände Francos fielen. Auch das erbeutete Material mag sich nicht mit den Waffen- und Munitionsmengen bei Santander vergleichen lassen. Dennoch ist Belchite bedeutsam. Zum ersten Mal gelang den „Roten“ eine Offensive größern Stils, zu der die tollkühne Attacke von Brunete vor mehreren Wochen eine Vorübung gewesen. Nimmt man dazu, daß die Katalanen auch die beherrschenden Berge von Palomera nördlich Teruel erobert haben, und daß Majia bei Maranosa die Valencia-Madrid-Straße wieder frei bekommen, dann sieht man zum ersten Mal Früchte der genauen Ausbildung in der neuen „republikanischen“ Armee.

Es werden die Diktatoren sein, welche zuerst begreifen, was dieses nebensächliche Belchite bedeuten könnte. Mitte September soll Mussolini nach Berlin fliegen und Hitler besuchen. Die britisch-italienischen Unterhandlungen sind die-

fes Besuches wegen vertagt worden. London und Paris sind gespannt. Vielleicht lassen die Diktatoren einen „éclat“ los, der nachher überhaupt Konversationen überflüssig zu machen droht. Gerade weil es den Anschein macht, als wollten die spanischen Republikaner nun zu den lange vorbereiteten Großangriffen übergehen, müssen die Verbündeten Francos neue Wege ausfindig machen, den schon sichern „faszistischen Sieg“ irgendwie zu unterbauen, damit nicht in erster Stunde doch noch Maja das Prestige der drei „Führer“ aufs Schwerste schädige.

Um praktische Maßnahmen werden Francos Paten nicht verlegen sein. Die zwei oder drei namenlosen U-Boote, welche bald russische, bald irgendwelche Schiffe torpedierten und sich schließlich auch an den britischen Zerstörer „Havock“ machten, werden in der ganzen britisch-französischen Öffentlichkeit als Italien gehörend angesehen. Ueber die deutschen und italienischen Vermutungen, es könnten russische Angreifer gewesen sein, macht man in London und Paris Witze und fragt höhnisch, wie Stalin dazu komme, die eigenen Handelschiffe versenken zu lassen. Wohl damit man's nicht merke! Die Franco-Regierung aber deutet die Torpedierungen als „Versuch eines geschlagenen Feindes, in der Verzweiflung Konfliktweiterungen herbeizuführen“. Niemand weiß so gut wie Franco, daß sich die Engländer in keine solche „Weiterung“ hinein manövrieren lassen, und für Valencia stehts mit blutigen Buchstaben am Himmel, daß es die letzten Sympathien der Westmächte verlöre, falls die Piraten als Republikaner entlarvt würden. Es stimmt schon so: Die Torpedierer sind Faschisten, müßten aber bestimmt von den drei Führern verleugnet werden, sobald der Fall brenzlich würde.

Frankreich hat zu einem originellen Mittel gegriffen, um der Piraterie Einhalt zu gebieten. Es schlug England vor, eine Konferenz aller Mittelmeerstaaten ohne die beiden Spanien einzuberufen. Erstgenannter Tagungsort Nyon am Genfersee; man käme so in die Nähe der Völkerbundsrats-Sitzung. Diese neue, aussichtslose Konferenz, schon jetzt „Piratenkonferenz“ genannt, müßte nach französischer Ansicht ein gemeinsames Vorgehen aller Mittelmeer-Uferstaaten nebst denen am Schwarzen Meer und nebst Deutschland beschließen. Die Italiener also werden eingeladen, mit den Großmächten zusammen die Verdammnis der Unterwasser-Räuber auszusprechen und die Seepolizei einzuführen, also England und seine Freunde direkt mit der Polizeifunktion zu betrauen. Die Engländer und Franzosen sind entschlossen, wie es den Anschein macht, sich die Erlaubnis zum energischen Vorgehen zu holen. Man muß sich fragen, warum sie um eine solche Erlaubnis erst noch einkommen, statt sich das selbstverständliche Recht zu nehmen, Piraten zu vernichten. Denn sind es „irgendwelche“ Freibeuter, zu denen keine Regierung steht, warum zögern? Wären es aber Italiener, dürfte Mussolini nicht zu ihnen stehen.

Die Russen werden mit eingeladen, die Frage der Mittelmeerfischerheit beraten zu helfen. Aber Moskaus Augen sind naturgemäß heute vor allem China zugewendet. Japan behauptet, russische Flieger und Kanonen würden in Massen nach den chinesischen Fronten gesandt. Vor Schanghai kämpften gegenwärtig 29 Flieger aus Moskau. Man kann das glauben. Aber seltsam klingt es schon, die japanische Darstellung zu lesen, „die Russen machten aus China ein zweites Spanien“. Ihre Einnischung sei es, die den chinesisch-japanischen Frieden verhindere. Ohne den „Nichtangriffspakt“ würde den Chinesen bald der Mut entfallen. Ueberhaupt, Nanjing sei „soweit gesunken“, daß es sich zu einem Instrument der Komintern erniedrige. Armes China! Von den japanischen Eroberern angegriffen, von den Amerikanern und Engländern im Stich gelassen, schließt es mit Rußland einen Vertrag, und selbstverständlich muß es nun auch noch verleumdet werden.

Wahrscheinlich sind es auch nur die Russen, welche den chinesischen Truppen vor Schanghai den beispiellosen Todesmut beigebracht haben!! Die nun bald vierwöchige

Schlacht hat vielleicht geringe Opfer gekostet, wenn die Menge von Bomben und Schrapnells gezählt wird, die da verschossen wurde. Die Kämpfe aber, die um Wusung und Lotien, um die Stadtviertel Yangtsepou und Putung, um Yangtschau und andere Dörfer tobten, Kämpfe in brennenden Ruinen, die Fußbreite um Fußbreite erobert und wieder verloren und wieder erobert werden, zeigen, daß wir längst nicht mehr das China von 1895 vor uns haben. Wie ein historisches Warnsignal für Japan ist das Erscheinen eines chinesischen Luftgeschwaders über der Insel Kiuutschiu zu werten...

—an—

*

Kleine Umschau

Der Sommer ist vorüber, daran ist trotz des schönsten Wetters nichts mehr zu deuteln. Die „Beßli“ ist vorüber, die Gartenbauausstellung ist vorüber und die romantischen Jedermannsspiele bei der Zauberbefeuchtung am Münsterplatz sind auch vorüber, der Kinderblumenumzug aber wurde ad calendae graecas verschoben. Wenn aber die ersten Ereignisse ein sozusagen natürliches programmatisches Ende nahmen, weil ihre Zeit eben abgelaufen war, so mußte der Kinderblumenumzug einer höheren Gewalt, der „Kinderlähmung“ weichen. Und diese ist eine sehr problematische, moderne Krankheit. Die Behörden erklären uns immer, daß sie gar nicht da ist und haben trotzdem eine Riesenangst vor ihr. Kinderlähmung heißt sie, und es erkrankten doch meist Erwachsene an ihr. Im übrigen aber ist die Krankheit von der Wissenschaft eigentlich noch gar nicht so recht ergründet, und es ist gar nicht unmöglich, daß sogar ihr Name ein wissenschaftlicher Irrtum ist. „Bern in Blumen“ ist aber noch in voller Blüte, und deswegen ist auch der Sommer noch nicht zu Ende, es ist noch nicht einmal so recht Nachsommer, und dann kommt erst noch der Altweibersommer. Also Herbst ist's noch lange nicht.

Aber die Ferienzeit ist definitiv aus, und die Aemter arbeiten schon wieder vorbildlich. So publizierte die Baudirektion I schon am 24. August, daß das gesetzlich vorgeschriebene Straßenregister des Gemeindegebietes im städtischen Vermessungsamt aufliege und Beschwerden dagegen bis 7. September einzureichen wären. Und das wäre alles recht schön und gut, wenn nicht in diesem Straßenregister viele Privatwege, Vorplätze zu Häusern, private Trottoirs, Hofräume und besonders viele „Lauben auf Privatboden“ ganz zu Unrecht als öffentlich eingetragen wären. Und wenn nun ein ahnungsloser Besitzer bis zum 7. September nicht reklamierte, so gilt dies als stillschweigende Zustimmung, und das betreffende Gelände gilt laut Straßengesetz als dem allgemeinen Gebrauch „gewidmet“. Und in diesem Falle bleiben dann für den Besitzer nur mehr die Pflichten und Lasten, die Rechte dagegen gehen an die Öffentlichkeit über. Der Eigentümer darf die Dinger versteuern, unterhalten, darf die Haftpflicht tragen und eventuelle neue Lasten übernehmen. Sonst hat er nicht viel mehr dreinzureden. Aus seiner Laube kann die Entfernung von Schaukästen und Ständen angeordnet werden und sein „gewidmetes Gelände“ kann zum öffentlichen Parkplatz ernannt werden. Mich, als Mitglied der besitzlosen Klasse, geht ja das nun eigentlich alles gar nichts an, aber es erinnert mich halt doch an eine alte Sage, die da berichtet: „Wie die Stadt Bern zu ihrem Rathaus kam.“ Und das scheint damals ganz ähnlich gewesen zu sein. Damals wurde sogar die eigentliche Besitzerin, als sie reklamierte, wegen Respektlosigkeit gegen die hohe Obrigkeit „i Chesi“ gesteckt. Aber das alles geschah vor ein paar hundert Jahren und das ist schon so lange her, daß es gar nicht mehr wahr ist.

Daß sich damals die ursprüngliche Besitzerin etwas zu temperamentvoll zur Wehr setzte, ist ganz gut begreiflich, hat doch kürzlich das Biologische Institut der Deutschen Reichs Akademie für Leibesübungen einwandfrei festgestellt, daß das Normaltempo des schöneren Geschlechtes bedeutend rascher ist, als das des stärkeren. Und unter Normaltempo ist das Bewe-